

HILARY BOYD
Das Lavendelhaus



GOLDMANN

Lesen erleben

Ein Haus in der Provence, umgeben von duftenden Lavendelfeldern ... Das käme der 61-jährigen Nancy nicht mal in ihren kühnsten Träumen in den Sinn. Sie ist zufrieden, so wie es ist: In ihrem Häuschen im südenglischen Sussex fühlt sie sich wohl, und sie muss nur durch den Garten gehen, um bei ihrer Tochter und ihren Enkelinnen zu sein. Und mit dem Störfaktor Mann hat sie ohnehin abgeschlossen, seit ihr Exmann sich an der Seite einer Jüngeren vergnügt. Aber dann begegnet sie eines Abends Jim: Countrysänger, Raucher, Cowboystiefel-Träger – also eigentlich überhaupt nicht Nancys Typ. Und doch ist da etwas. Etwas, das auf Gegenseitigkeit zu beruhen scheint ... Als Jim unverhofft ein Haus in der Provence erbt, muss Nancy sich entscheiden. Ist sie bereit, alles hinter sich zu lassen? Aber in Nancys Alter kann man doch nicht einfach so ein neues Leben beginnen ... Oder doch?

Weitere Informationen zu Hilary Boyd
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

HILARY BOYD

DAS
LAVENDEL-
HAUS

Roman

Aus dem Englischen
von Kristina Lake-Zapp

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»The Lavender House« bei Quercus Editions Ltd,
an Hachette UK Company, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter
enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine
Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen,
sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der
Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2017

Copyright © der Originalausgabe 2016 by Hilary Boyd

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2017

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Picture Press/Anke Schütz

Redaktion: Gabriele Zigl drum

An · Herstellung: ik

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48639-7

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



»Frauen sind wie Teebeutel.
Man weiß erst, wie stark sie sind,
wenn man sie in heißes Wasser wirft.«

Eleanor Roosevelt

PROLOG

Nancy stand in der Küche und bereitete das Abendessen zu. Im Radio lief *The Archers*, die wohl älteste Hörfunkseifenoper der Welt, die seit über sechzig Jahren auf BBC 4 gesendet wurde. Der Juliabend war windig und kühl, trotzdem standen die Türen zum Garten weit offen, die Schildpattkatze der Nachbarn schlich um die Pflanzkübel auf der gefliesten Terrasse und rieb sich genussvoll an dem leicht rauen Terrakotta eines großen Topfes mit Lavendel. Gerade als Nancy das für den Grill kleingeschnittene Sommergemüse mit Olivenöl beträufelte, kam ihr Ehemann Christopher in die Küche und teilte ihr mit, dass er gehen werde.

Christopher blieb vor der Kücheninsel stehen. Er trug Jeans und einen marineblauen Pulli mit Reißverschluss bis zum Kinn. Er war ein attraktiver Mann, hager, durchtrainiert und gebräunt von seinen endlosen Spaziergängen im Moor- und Marschland von Suffolk, das graue Haar kurz geschoren. Er wirkte entschlossen, beinahe grimmig, als er sie an-

sah, seine braune Ledertasche fest in der linken Hand.

»Wohin willst du denn?«, fragte Nancy, die öligen Hände in die Luft gestreckt wie ein Chirurg, der darauf wartet, dass man ihm vor einer anstehenden Operation die Handschuhe überstreift. Vor ihr auf der Anrichte lagen Zwiebeln, Zucchini, Paprika und Babytomaten. »Es ist bald Zeit fürs Abendessen.« Sie stellte mit dem Ellbogen das Radio aus. Christopher hasste *The Archers*.

»Zu Tatjana.«

»Jetzt? Warum?«

Tatjana war das neueste Mitglied der Downland Singers, eines kleinen Madrigalchors, den Christopher vor fast dreißig Jahren gegründet hatte. Tatjana kam aus Lettland und hatte sich bei ihnen vorgestellt, nachdem eine der Sängerinnen den Chor wegen der Krebserkrankung ihres Mannes verlassen hatte. Christopher war ganz begeistert gewesen von Tatjana, da diese eine junge, außergewöhnlich reine Sopranstimme besaß. Offensichtlich nicht ihr einziger Vorzug, wie Nancy nun feststellen sollte.

Ohne ihre Frage zu beantworten, fuhr Christopher fort: »Ich komme heute Nacht nicht nach Hause.«

Nancy sah ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an.

»Ich komme heute Nacht nicht nach Hause«, wiederholte ihr Mann.

»Du kommst nicht nach Hause? Aber warum denn nicht?«

»Weil ich bei Tatjana bleibe, Nancy.«

Als Nancy ihn nach wie vor verständnislos ansah, fügte er hinzu: »Wir haben uns verliebt.«

Sie starrte ihn an. Bei einem Neunundsechzigjährigen klangen diese Worte irgendwie aufgesetzt, albern. Unfähig zu begreifen, ließ sie die Hände sinken und griff nach der Küchenrolle, um sich die Finger damit abzuwischen, einen nach dem anderen. »Aha«, sagte sie schließlich. »Wenn das so ist, solltest du jetzt tatsächlich lieber gehen.« Ihre Augen waren auf sein Gesicht geheftet, auf dem sie den Schock, die Bestürzung über ihre Antwort sehen konnte – den Schock, der ihren eigenen widerspiegelte.

»Es tut mir leid«, sagte er und wandte den Blick ab.

Vermutlich, dachte Nancy, tat es ihm auf seine eigene Weise tatsächlich leid. Christopher de Freitas redete nicht viel über seine Gefühle, und sein Herz schlug für kaum etwas anderes als für seine Musik, aber er hielt sich für einen anständigen Menschen. Und für einen brillanten Musiker – auch wenn ihm da nicht jeder zustimmte. Als Spezialist für Alte Musik hatte er Klassische Gitarre am Royal College studiert und anschließend Laute. Seine Madrigalsänger waren unter den Fans der Vorklassik international berühmt.

Nancy hatte Christopher kennengelernt, als er ans Royal Northern College of Music kam – sie studierte dort Klavier –, wo er die Meisterklasse der Lautenschüler übernahm. Sie selbst hatte kein großes Inte-

resse an diesem Instrument, ganz anders als ihr Kommilitone Oliver, und für den interessierte sie sich. Doch Oliver war schnell vergessen, als Nancy von Christophers durchdringenden blauen Augen in den Bann gezogen wurde, die während des Seminars immer wieder an ihr hängen blieben und sie genauso faszinierten wie seine herausragenden Fertigkeiten im Umgang mit der Laute und die Eloquenz, mit der er seinen Studenten die Musik der Renaissance und die Formen des Madrigals nahebrachte. Am Ende der zweistündigen Veranstaltung war sie so fasziniert, dass sie aufstand und sich bei ihm bedankte.

Er hatte ihr seine Karte gegeben. »Sie können mich gern besuchen, sollten Sie mal nach London kommen. Im Juni gebe ich ein Konzert in der Cadogan Hall. Wenn Sie möchten, kann ich Ihnen Tickets besorgen?« Er formulierte das wie eine Frage, doch sie spürte, dass er ein Ja voraussetzte. Sein Selbstbewusstsein war enorm.

»Das hättest du mir eher mitteilen sollen«, sagte sie jetzt, wobei sie das Gefühl hatte, aus sich herauszutreten und dem älteren Paar in der sauberen Mittelklasseküche zuzuschauen. Sie schrie nicht, machte keine Szene, sondern fügte mit ausgesuchter Höflichkeit an: »Dann hätte ich mir keine Mühe mit dem Abendessen machen müssen.« Ihr Körper schien in einem Schraubstock zu stecken, der immer enger wurde, sodass sie nur noch Nichtigkeiten hervorpressen konnte, während sie darauf wartete, dass er ging.

»Richtig ...«, murmelte ihr Ehemann weiter verharrend, als zögere er, sie zu verlassen, *obwohl doch eigentlich genau das Gegenteil der Fall sein müsste*, dachte Nancy. *Müsste er sich nicht danach sehnen, es hinter sich zu bringen, seinen unerträglichen Schuldgefühlen zu entkommen? Müsste er sich nicht danach sehnen, voller Erleichterung an Tatjanas üppigen Busen zu sinken?*

Richtig. Das war das letzte Wort in ihrer vierunddreißigjährigen Ehe.

Ist das besser als eine Nachricht auf dem Küchentisch?, fragte sich Nancy nach einer dreiviertel Flasche Rioja auf leeren Magen, während sie auf das Gemüse starrte, das verloren auf der Arbeitsfläche lag – verschmätzt, genau wie sie, für nicht länger tauglich befunden. Vor Schock wie betäubt weinte sie nicht. Und erst nach der ganzen Flasche Wein und mehreren großzügig eingeschenkten Gläsern von Christophers geliebtem Glenfiddich dämmerte ihr durch den trüben Schleier des Alkohols hindurch, dass sie längst gewusst hatte, was zwischen ihrem Mann und Tatjana Liepa lief.

KAPITEL EINS

Vier Jahre später

Was um alles in der Welt zieht man bei einem Line-Dance-Abend in einem Brightoner Pub an?, fragte sich Nancy, als sie ihre Garderobe vergeblich nach einem Outfit für den sechzigsten Geburtstag ihrer Freundin Lindy durchging. Lindy war ihr auch keine Hilfe gewesen.

»Zieh an, was du willst«, hatte sie leichthin auf Nancys verzweifelte Frage geantwortet. »Du kannst auch in Jeans und Cowboystiefeln kommen, wenn du möchtest.« Aber Nancy trug Jeggins von Marks & Spencer, die nicht einmal entfernte Ähnlichkeit mit echten Levi's aufwiesen, und ihre schwarzen Stiefel passten weit besser ins Büro als auf die Tanzfläche eines Pubs, noch dazu, wenn dort Dolly-Parton-Songs gespielt wurden.

All die Klamotten, die während ihrer Zeit als Mrs Christopher de Freitas ihren Kleiderschrank gefüllt hatten – elegante Kleider mit Samtblazern, schwarze

Abendhosen, Seidenoberteile und perlenbestickte Handtaschen –, waren längst in den Wohltätigkeitsladen in Aldeburgh gewandert, und sie konnte nicht behaupten, dass sie sie vermisste.

Ich werde aussehen, als käme ich direkt von einem der Bridge-Abende meiner Mutter, dachte sie, während sie die altbackene hellblaue Baumwollbluse abstreifte, die sie probiert hatte, weil ihre Farbe im weitesten Sinne an Jeansblau erinnerte. *Im Grunde ziehe ich mich jeden Tag mehr an wie Mum*. Entschlossen knallte sie die Schranktür zu und eilte treppab, aus ihrem kleinen Cottage hinaus und über den Kiesweg zu dem größeren Haus, in dem ihre Tochter Louise mit ihrer Familie lebte.

»Hallo!«, begrüßte sie Ross, ihr Schwiegersohn, lächelnd, als Nancy in die Küche stürmte. Er stand mit einem Wiegemesser in der Hand vor einem großen Hackbrett voller leuchtend grüner Kräuter. Daneben sah Nancy eine Schüssel mit ungekochten grauen Garnelen, eine weitere mit Broccoli und eine dritte, kleinere mit gehacktem Knoblauch, außerdem eine Flasche Sojasoße und eine glänzende rote Chili. Nancy erwiderte sein Lächeln und fragte sich, ob sie ihren Schwiegersohn jemals ohne Messer in der Hand, umgeben von Kochzutaten, gesehen hatte. Er besaß ein eigenes Restaurant, das Lime Kiln, drei Meilen entfernt, aber selbst wenn er nicht dort war – wie heute, an einem Samstag –, schien er von morgens bis abends nichts anderes zu tun als zu kochen.

»Wie geht's?«, fragte er, während er in Höchstgeschwindigkeit den Berg Kräuter verarbeitete. Er war eine imposante Erscheinung, übergewichtig, breitschultrig und über eins achtzig groß. Sein kahlrasierter, glänzender Schädel brachte seine schönen braunen Augen, die umgeben waren von einem Kranz dunkler Wimpern, seinen vollen Mund und sein markantes Kinn noch besser zur Geltung. Sein Gesicht war blass, weil er viel zu viel Zeit drinnen verbrachte, und er war keine Schönheit, aber er hatte Charisma, was nicht zuletzt an seiner lauten, volltönenden Stimme und seinem offenen Lächeln lag. Nancy mochte ihn sehr.

»Nicht so gut«, antwortete sie, schob Bob, die Katze – kein Kater, aber ihre Enkelinnen hatten auf dem Namen bestanden –, zur Seite und ließ sich auf das verschossene grüne Sofa fallen, auf dem ein kunterbuntes Sammelsurium von Kissen verstreut war. »Ist Louise oben? Ich brauche unbedingt ein passendes Outfit ... zum Line Dancing.«

Ross riss verblüfft die Augen auf, dann brach er in schallendes Gelächter aus. »*Line Dancing?* Willst du mich auf den Arm nehmen, Nancy? Ich hätte nie gedacht, dass du darauf stehst!«

»Das tue ich auch nicht, aber es ist nun mal Lindys sechzigster Geburtstag, und sie möchte es so.« Es war auch gar nicht das Tanzen, das Nancy zu schaffen machte – ganz im Gegenteil: Sie liebte es zu tanzen, auch wenn sie nur selten Gelegenheit dazu hatte. Nein, es war die Party an sich. Partys waren

nicht Nancys Ding. Anders als ihr Exmann, der einen Raum voller völlig fremder Menschen betreten und sich sofort prächtig mit ihnen unterhalten konnte, waren gesellschaftliche Veranstaltungen für Nancy so anstrengend wie Zähneziehen, und die unterschwellige Panik, die sie immer dann überkam, wenn ein solches Ereignis anstand, würde wohl niemals verschwinden. In den vier Jahren seit der Trennung war sie fast nie ausgegangen. Nach Christophers Treuebruch hatte sie sich zurückgezogen, hatte die Türen ihres weißgestrichenen Landhauses in Suffolk vor Freunden verschlossen und sich in unzählige Ausreden geflüchtet, die irgendwann vollkommen unglaublich wurden – so lange, bis ihre Freunde aufgaben. Ein Jahr später war sie in das kleine Dorf Applecroft nördlich von Brighton gezogen, in ein Cottage gleich neben dem Haus von Louise und Ross. Das war nun drei Jahre her.

Noch bevor Ross ihre Frage beantworten konnte, drang ein Schrei aus dem Fernsehzimmer. Hope, neun, und Jazzy, sechs Jahre alt, stürzten in die Küche, laut »Nana, Nana!« rufend, und warfen sich in die Arme ihrer Großmutter.

Ein großes Glas Pinot in der Hand, das Ross ihr aufgedrängt hatte, und ein Schälchen Salzmandeln später saß Nancy auf dem Ehebett ihrer Tochter. Hope durchwühlte bereits die Schubladen und Schränke ihrer Mutter.

»Schau mal, Nana«, sagte sie eifrig, »das ist perfekt

für eine Party.« Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und zog einen glitzernden goldenen Strickbolero vom Bügel, der Nancys Meinung nach eher zu einer von Hopes Barbies als zu ihr oder Louise passte. Mit ihren großen braunen Augen, die sie von ihrem Vater geerbt hatte, sah sie ihre Großmutter an.

»Ähm ... Ist der nicht etwas zu ... glänzend?«

Louise kicherte, als sie den Gesichtsausdruck ihrer Mutter bemerkte. »Ein Spontankauf«, erklärte sie und warf Nancy eine mit Fransen besetzte cremefarbene Wildlederjacke zu. »Die ist perfekt, stimmt's?« Sie drehte sich wieder um und durchforstete weiter ihre Garderobe. »Irgendwo müsste noch eine Jeanslatzhose sein ... Obwohl das vielleicht mehr nach Bauer aussieht als nach Cowboy.«

Jazzy, die neben Nancy auf dem Bett saß, riss entsetzt die blauen Augen auf. »Nana kann auf einer Party doch keine *Latzhose* anziehen!« Sie klang zutiefst schockiert.

Louise nickte beipflichtend und zauberte aus den Tiefen ihres Kleiderschranks eine Jeans hervor. »Die hier ist besser. Eine echte Levi's, und sie sieht so aus, als würde sie dir passen.«

Nancys Tochter kam vom Äußeren her nach Christopher: feingliedrig, schlank mit scharfgeschnittenen, fast kantigen Gesichtszügen. Sie war ungefähr fünf Zentimeter kleiner als ihre Mutter und sah ihrem Vater sehr ähnlich, hatte seine blauen Augen. Nur ihr volles dunkelbraunes Haar stammte von Nancy, auch wenn Louise nicht viel daraus

machte und es meist zu einem kurzen, strengen Pferdeschwanz zurückband. Sie hatte etwas Knabenhaftes an sich, das auf Männer oftmals sehr attraktiv wirkte, außerdem ein bezauberndes Lächeln, das ihr Gesicht sofort weicher machte.

»Na los, probier sie an«, drängte Louise und streckte ihrer Mutter die Jeans entgegen.

»Jetzt? Vielleicht sollte ich die Sachen mit übernehmen ...« Nancy warf einen verlegenen Blick auf die beiden Mädchen, die missbilligend die Kombination musterten, die ihre Mutter zusammengestellt hatte.

»Ach, komm schon. Ich will wissen, wie du darin aussiehst! Husch, raus mit euch, Mädels, damit Nana sich umziehen kann. Ich rufe euch, sobald sie fertig ist.«

Als die Mädchen draußen waren und kichernd vor der Tür warteten, zog sich Nancy bis auf T-Shirt und Unterhose aus und schlüpfte in Jeans und Wildlederjacke. Die Hose war ein Stückchen zu kurz und um die Taille etwas eng, aber die Jacke passte perfekt. Sie betrachtete sich in dem großen Spiegel an der Schlafzimmerwand, während Bob ihr schnurrend um die Beine strich.

»Hab ich's nicht gesagt? Du siehst toll aus!« Ihre Tochter hatte sich auf die andere Bettseite fallen lassen und strahlte sie begeistert an. »Total C & W.«

»C & W?«

»Country & Western, Mum. Passend zum Programm.«

»Stimmt.« Sie drehte sich in den Sachen ihrer Tochter vor dem Spiegel hin und her und zupfte ihre Ponyfransen zurecht. Ihr mittlerweile silberweißes Haar war zu einem Bob geschnitten, der gleich unterhalb des Kinns endete und ihre ausgeprägten Wangenknochen betonte, genau wie ihre großen grauen Augen. Für eine Sekunde sah sie ihr jüngeres Selbst vor sich. »Ich hatte schon Panik, dass ich anfangs, mich zu kleiden wie Mum.«

Louise lachte. »Es gibt Schlimmeres. Granny sieht umwerfend aus!«

»Ja, aber sie ist vierundachtzig. Ich habe genau die gleichen Jeggins von Marks & Spencer wie sie.«

»Du und das halbe Land.«

Nancy seufzte. »Ich glaube, ich hab Panik bekommen, weil sie neulich gesagt hat, ich sei jetzt im selben Alter wie sie, als Daddy starb. Damals ist sie mir so alt vorgekommen!«

»Du bist nicht alt, Mum. Sechzig ist das neue vierzig«, widersprach Louise, wie immer entschlossen, Nancys Sorgen zu zerstreuen. Dabei machte sie sich selbst andauernd um alles Mögliche Gedanken – vermutlich konnte sie daher nicht auch noch die Unsicherheit ihrer Mutter ertragen. Nancy fand das mitunter befremdlich, aber vielleicht war es besser, nicht über Dinge nachzugrübeln, die sie ohnehin nicht ändern konnte. Es war lediglich die schleichende Angst, der Rest ihres Lebens könnte schon jetzt klar und deutlich vorgezeichnet sein, die ihr neuerdings zu schaffen machte. Nancy fand die Vor-

stellung schrecklich, dem Beispiel ihrer Mutter zu folgen und die Zeit bis zum Tod in rein weiblicher Gesellschaft mit Brigde-Spielen, Noël Coward, ausgefallenen Torten, Kreuzfahrten und Streifzügen durch Marks & Spencer zu verbringen – um nicht zu sagen zu verplempern. Obwohl Frances ein für ihr Alter beneidenswertes Leben führte, wirkte sie stets unzufrieden und enttäuscht über die Entwicklung, die die Dinge genommen hatten.

»Ich hab sie!« Louise, die mittlerweile auf Knien vor ihrem Schrank hockte, schwenkte ein Paar spitze hellbraune Wildlederstiefeletten mit kleinem Absatz und Ziernieten durch die Luft. »Die sehen fast aus wie Cowboystiefel«, verkündete sie munter und reichte sie ihrer Mutter. »Sie passen zwar farblich nicht hundertprozentig zur Jacke, aber das wird schon keinem auffallen.«

»Glaubst du, die Größe stimmt?«

»Probier sie an. Ich habe sie oft getragen, das Leder ist ganz weich.« Sie sah zu, wie Nancy in die Stiefeletten schlüpfte. »Fantastisch. Kommt rein, Mädels, und schaut euch Nana an.« Sie musterte ihre Mutter von Kopf bis Fuß. »Absolut stilecht, Mum, und trotzdem elegant. In dem Outfit kannst du dich auf jeder Line-Dance-Party sehen lassen.«

KAPITEL ZWEI

Im Pub lief ein Countrysong, wenn auch keiner, den Nancy kannte. Sie war spät dran, da sie bis zur letzten Sekunde mit sich gerungen hatte, ob sie hingehen sollte oder nicht.

Dass sie die Sachen ihrer Tochter trug, hob nicht gerade ihr Selbstbewusstsein. Sie kam sich vor wie jemand, der unbedingt auf jung machen wollte und dadurch noch viel älter wirkte, außerdem zwängten die spitzen Stiefeletten ihren Zehen ein, sodass ihr die Füße schon nach dem kurzen Weg vom Parkplatz ins Pub wehtaten. Zudem schnitt ihr der Jeansbund ins Fleisch und warf einen hässlichen Wulst unter ihrem weißen T-Shirt.

Reiß dich zusammen, schalt sie sich, straffte die Schultern und holte tief Luft, als sie Lindy in dem überfüllten Pub entdeckte. Ihre Freundin stand mit einer Gruppe Frauen an der Bar, eine Flasche Lagerbier in der Hand. Sie trug unverschämt kurze Jeans-Shorts, eine mit Fransen besetzte Lederweste über einem schmalen weißen Baumwolloberteil und dazu

die Krokodillederstiefel, die sie vor dreißig Jahren in Denver gekauft hatte. Sie sah umwerfend aus mit ihrem großen Stetson und den langen blonden Haaren – wie fünfundzwanzig, fand Nancy.

»Juhu! Nancy ist da! Ich dachte schon, du würdest kneifen«, jubelte Lindy und schlang begeistert die Arme um ihre Freundin. Nancy hatte Lindy am Schultor kennengelernt, als sie beide ihre Enkel abholten – Toby ging in Hopes Klasse. Daraus hatte sich eine Freundschaft entwickelt, befeuert durch Lindys unersättlichen Appetit auf jede Form von Kultur. Kino, Literatur, Musik, Theater, Tanz – was auch immer, Lindy besorgte die Eintrittskarten.

Nancy überreichte ihr ein Geburtstagsgeschenk: einen silbernen Armreif mit einem kleinen Türkis in der Mitte, den sie in einem Shop in den Brightoner Lanes entdeckt hatte – einem Labyrinth aus schmalen Straßen und noch schmaleren Gassen, in denen sich ein ausgefallener Laden an den anderen drängte.

»Das ist so lieb von dir, Süße! Es sollte doch niemand Geld für mich ausgeben!« Lindy bückte sich und steckte die in Geschenkpapier eingeschlagene Schachtel mitsamt Karte in die große Tasche zu ihren Füßen. »Ich werde später auspacken – momentan ist hier viel zu viel los.« Sie richtete sich wieder auf. »So, wen kennst du alles?«

Lindy stellte ihr Monica, Jessy, Alison, Rosanne, Suzie, Precious und zwei weitere Frauen vor, deren Namen Nancy nicht verstand. Die Einzige, die Nancy schon kannte, war Alison, Lindys alte College-

Freundin. Gemeinsam hatten sie sich einen Terence-Davies-Film angesehen, *The Deep Blue Sea*, der im Duke-of-York's-Kino in Brighton gelaufen war. Nancy erinnerte sich, wie sie sich vom Soundtrack, einem herzerreißenden Violinkonzert von Samuel Barber, hatte davontragen lassen, während Alison eher unberührt wirkte und sich auch später nicht sonderlich gesprächig zeigte.

Die Frauen waren bereits ziemlich beschwipst – Nancy würde sich anstrengen müssen, um aufzuholen. Erleichtert stellte sie fest, dass Lindys Gäste bunt gemischte Outfits trugen – nur zwei der Frauen hatten Hüte aufgesetzt, drei echte Cowboystiefel angezogen. Einzig Lindy füllte ihre Rolle voll und ganz aus ... mehr als das, um ehrlich zu sein.

»Was möchtest du trinken?«, fragte Rosanne, die Leiterin des Malkurses, den Lindy in Lewes besuchte.

Nancy bat um ein Budweiser. Wein mochte sie lieber, aber sie wollte keinen Schwips bekommen, weil sie mit dem Auto da war.

»Hört mal her, Mädels! Ich bin Jim Bowdry, euer Line-Dance-Lehrer. Ich führe euch durch den heutigen Abend, und ich bin mir sicher, dass wir jede Menge Spaß haben werden.«

Der hochgewachsene Mann, der gekleidet war wie ein Cowboy, winkte die Geburtstagsgesellschaft zu einem abgesperrten Bereich weiter hinten, in dem sich eine kleine, schwarz gestrichene Bühne mit

Lautsprechern und einer Stereoanlage befand. Auf einem der Lautsprecher stand ein aufgeklappter Laptop. In einer Ecke entdeckte Nancy ein Schlagzeug. Sie war erleichtert, dass sie anscheinend gleich loslegen würden, was ihr weiteren Smalltalk ersparte. Inzwischen war sie bei ihrem zweiten Bier und wurde langsam lockerer. Die Frauen, so hatte sich herausgestellt, waren ein nettes Grüppchen, lebhaft und unpräntiös – selbst Alison taute langsam auf.

»So, meine Damen.« Jim richtete das Mikro seines Headsets aus, das er unter seinem silberweißen Stetson trug. »Wer von euch hat schon einmal Line Dancing gemacht?«

Nur vier Hände gingen in die Höhe, eine davon gehörte Lindy. Jim grinste. »Oje – so viele bezaubernde junge Ladys in eine Reihe zu bringen ... das wird ein langer Abend!« Angeheitertes Gelächter folgte. »Zerbrecht euch nicht den Kopf, ob ihr alle Schritte richtig macht – hier geht es nur darum, Spaß zu haben. Denkt an das alte japanische Sprichwort: ›Wir sind Narren, ganz gleich, ob wir tanzen oder nicht, also können wir genauso gut tanzen.«

Es war klar, dass das zum einstudierten Programm gehörte, trotzdem brachte das Sprichwort – wenn es denn tatsächlich eins war und Jim es sich nicht speziell für diese Gelegenheit ausgedacht hatte – Nancy zum Schmunzeln. Als sie seinem Blick begegnete, musste sie unwillkürlich lachen.

Lindy stand neben ihr, als sie auf Jims Geheiß hin zwei Reihen bildeten, und flüsterte mit einem laszi-

ven Augenaufschlag: »Sieht gut aus, unser Freund, findest du nicht? In dem Outfit kommt er rüber wie ein knallharter Macho, der jeden Augenblick einen Bullen zu Boden ringen wird oder was Cowboys sonst so machen – du verstehst, was ich meine?«

Nancy nickte grinsend, auch wenn sie sich mit Lindys Bemerkung leicht überfordert fühlte. Es war im wahrsten Sinne des Wortes Jahrzehnte her, dass sie ein solches Gespräch über einen Mann geführt hatte. Allerdings gefiel ihr Jim in der Tat. Er war ungefähr in ihrem Alter, um die sechzig, über eins achtzig groß, und er trug sein dichtes eisgraues Haar mit den tiefen Geheimratsecken zu einem kurzen Pferdeschwanz zurückgebunden. Dunkle Augenbrauen wölbten sich über seinen strahlend blauen Augen, die stets leicht amüsiert dreinblickten, seine Nase war ausgeprägt und leicht gebogen, die Lippen scharf geschnitten. Er erinnerte sie an eine ungeschliffenere Version des Schauspielers Terence Stamp.

»Wir fangen mit ein paar Grundschritten an«, sagte Jim. »Ich mache die Schrittfolge einmal vor, dann leite ich euch entsprechend an. Das ist nicht weiter kompliziert, ihr werdet es in null Komma nichts draufhaben.«

Was Nancy für unwahrscheinlich hielt. Immerhin hatte er es hier mit zehn beschwipsten Frauen zu tun, von denen die meisten noch nie in einer Reihe getanzt hatten, aber sie ließ sich ihre Zweifel nicht anmerken. Er hatte das schon öfter gemacht, er würde wissen, was auf ihn zukam.

»Als Erstes der Kreuzschritt, ›Grapevine‹ genannt. Der ist ganz einfach.« Er stellte die Stereoanlage an, baute sich vor ihnen auf, die Daumen in die Vordertaschen seiner Jeans gesteckt, und fing an, sich zu den Klängen eines Countrysongs zu bewegen. »Rechter Fuß: Schritt nach rechts, linker Fuß kreuzt hinter rechten Fuß, rechter Fuß: Schritt nach rechts, Füße zusammen, *tap*.« Er machte die Bewegungen langsam vor, dann wiederholte er die Schrittfolge in die linke Richtung, immer noch langsam, aber flüssig. »Jetzt seid ihr dran.«

Mit unterschiedlicher Begeisterung machte sich die Gruppe daran, Jims Tanzschritte nachzuahmen.

»Super! Jetzt ein bisschen schneller: nach rechts, linker Fuß kreuzt hinter rechten, rechter Fuß nach rechts, *tap*. Schritt nach links ...«

Jim schlug auf seinem Oberschenkel den Takt und zählte laut mit, während die Gruppe seine Anweisungen befolgte. *Eins-zwei-drei-vier, eins-zwei-drei-vier* ... Nach einer Weile fügte er weitere Schritte, Drehungen und Sprünge hinzu und machte ihnen vor, wie man auftippte, rutschte oder stampfte. »Zurück, zurück, zurück, zurück, nach links, nach rechts, Grapevine ...« Die Musik wechselte, und Jim zeigte ihnen Choreographien mit selbstredenden exotischen Namen wie Electric Slide, Bootscoot Boogie oder Tush Push. Er stand mit dem Rücken zu ihnen, verkündete via Mikro die Schrittfolgen und schwang aufreizend die schmalen Hüften.

Es war heiß auf der kleinen Tanzfläche, die Luft

stickig, die Musik laut. Hinter ihnen füllte sich der Pub mit dem üblichen Samstagabendpublikum. Nancy spürte, wie ihr Gesicht schweißnass wurde, trotzdem genoss sie jede einzelne Minute.

»Ups!« Kichernd, mit Armen und Beinen fuchteln, stieß Lindy gegen Nancy, die daraufhin gegen Precious zu ihrer Rechten prallte.

Jim drehte sich um. »Brauchst du Hilfe?«, fragte er Nancy und stellte sich zwischen sie und Lindy. Die Hand auf ihren Arm gelegt brachte er sie wieder in den Takt. »Sprung ... Füße zusammen, Ferse, Spitze, *tap!* He, du bist gut!« Seine Worte klangen plötzlich so intim in dem überfüllten Raum. Sie wagte nicht, ihn anzusehen.

»Links und rechts – verflixt noch mal! Das kriege ich nie hin! Ihr seid mir einfach zu schnell!« Lindy schnappte nach Luft, wedelte mit den Armen und tanzte erneut in die falsche Richtung, wobei sie gegen Jim und Nancy stieß. Jim fing sie lachend auf und begegnete über Lindys Kopf hinweg Nancys Blick. Nancy stellte überrascht fest, wie das ungewohnte Gefühl reiner Freude in ihr aufstieg.

»Was bist du nur für eine Streberin!« Lindy streckte Nancy die Zunge raus, als Jim wieder vor die Gruppe trat und ihnen den Rücken zuwandte. »Geiler Hintern«, flüsterte sie viel zu laut. Nancy krümmte sich vor Verlegenheit, als Jim sich umdrehte, ein schiefes Grinsen auf dem Gesicht, und anfang, sie in die Macarena einzuweisen, einen weniger schnellen Tanz,

bei dem hauptsächlich Arm- und Hüfteinsatz gefordert war.

»Das war ein Riesenspaß!« Lindy, noch immer außer Atem, thronte auf einem Barhocker, den Stetson vor sich auf der Theke, die nackten, gebräunten Beine, beneidenswert straff und muskulös vom vielen Workout, übereinandergeschlagen. Alison und Nancy waren die einzigen noch verbliebenen Gäste: Es war schon nach Mitternacht, die anderen hatten sich gleich nach dem Tanzen verabschiedet. Jim war drüben bei der Bühne, nahm Hut und Headset ab, strich die Strähnen, die sich aus seinem Pferdeschwanz gelöst hatten, zurück und wischte sich mit einem rot getupften Taschentuch den Schweiß vom Gesicht. Jetzt spielte langsamere Musik, Kris Kristofferson sang »Sunday Morning Coming Down«.

»Jim kommt noch auf einen Drink zu uns.« Lindys Augen wanderten lüstern zu dem Line-Dance-Lehrer, der nun leise mitsingend zu ihnen herübergeschlendert kam.

»Macht es euch etwas aus, wenn ich schnell eine rauchen gehe?«, fragte er, als er sich zu dem Dreiergrüppchen gesellte. »Dauert nicht lange.«

»Was möchtest du trinken?«, fragte Alison.

»Oh, ähm, ein Heineken wäre großartig. Danke.« Er fischte seine Zigaretten aus der Hemdtasche und verschwand hinaus in die Nacht. Nancy war enttäuscht. Sie hasste Raucher.

»Der gehört *mir*«, verkündete Lindy betrunken und wiegte lasziv ihre Hüften.

Alison verdrehte die Augen. »Lass ihn in Ruhe, Lindy.«

»Warum sollte ich? Er trägt keinen Ehering, und er steht definitiv auf mich.« Sie kicherte. »Wie könnte es auch anders sein?«

»Es war ein wunderschöner Abend«, wechselte Nancy eilig das Thema. »Ich habe schon seit Jahren nicht mehr getanzt.«

»Ich auch nicht«, gestand Alison. »Es war fantastisch!«

Nancy fand, dass sie außergewöhnlich erhitzt und glücklich wirkte. Alison war Schulpsychologin, eine kleine, ernsthafte Frau, die sich nur selten entspannte. Ihr Ehemann Nick war mit Mitte vierzig einem Herzproblem erlegen. Nach seinem Tod hatte sie nicht wieder geheiratet.

Als Jim wieder auftauchte, einen Schwall kalte Luft und Zigarettenrauch mit sich bringend, zog Lindy einen freien Barhocker an ihre Seite. »Bitte schön, setz dich und unterhalte dich mit mir.«

Jim nahm ihr Angebot höflich an, doch er schob den Stuhl ein kleines Stück zurück, bevor er sich setzte, nach seinem Bier griff und einen langen, durstigen Schluck nahm. Nancy hatte den Eindruck, dass Lindys kokette Art ihn leicht nervös machte, obwohl er bei seinem Job doch mit Sicherheit an Frauen wie sie gewöhnt war.

»Dann hast du deinen Geburtstag also genossen?«,

fragte er sie. Er hatte eine tiefe raue Stimme – *wahrscheinlich vom vielen Rauchen*, dachte Nancy –, und sie meinte wieder, einen amüsierten Unterton herauszuhören.

»Genossen? *Geliebt* ist das richtige Wort, Süßer«, tönte Lindy und legte besitzergreifend die Hand auf seinen Arm. »Auch wenn ich links nicht von rechts unterscheiden kann.«

»Du warst toll ... Ihr alle wart toll, vor allem weil die meisten von euch das zum ersten Mal gemacht haben.«

»Ha! Das glaube ich nicht. Ich war furchtbar schlecht.« Lindy streckte den Arm aus und zog Nancy an sich. »Schaut euch Nancy an, sie ist ein Naturtalent!«

Jim musterte Nancy lächelnd.

»Es ist nicht schwer, wenn man nur das machen muss, was die anderen tun«, sagte Nancy und wandte schnell den Blick ab, als sie spürte, wie ihr die Röte in die Wangen stieg. Sie hoffte, er würde es nicht bemerken, doch als sie sich ihm wieder zuwandte, waren seine blauen Augen noch immer auf ihr Gesicht gerichtet. *Du albernes Weib*, schalt sie sich stumm. *Nach Jahren sieht dich mal wieder ein Mann an, und du wirst rot.*

»Ich hatte ein paar mal Schwierigkeiten mitzukommen«, gab Alison zu, und Nancy seufzte erleichtert, dass Jims Aufmerksamkeit abgelenkt wurde. »Sobald ich auch nur eine Minute unkonzentriert war, bin ich sofort aus dem Takt gekommen.«

»Das ist alles eine Frage der Übung«, beschwichtigte Jim. »Wenn du die Schritte erst einmal draufhast, machen deine Füße sie von ganz allein.«

»Meine nicht.« Lindy streckte ihre Krokodillederstiefel in die Luft, um ihre wohlgeformten Beine zu präsentieren, und wackelte mit den Füßen, doch dabei geriet sie auf ihrem Barhocker gefährlich ins Wanken und klammerte sich Halt suchend an der Bar fest.

»Veranstaltest du oft solche Abende?«, fragte Nancy eilig, um von Lindy abzulenken. Der viele Alkohol bekam ihrer Freundin gar nicht – sie fing schon an zu lallen.

»Nein, nicht so oft. Hauptsächlich singe ich. Country.«

»Du bist Sänger?« Lindy wandte sich ruckartig Jim zu, wobei sie beinahe ihre Bierflasche umgestoßen hätte. »Wow, ich *liebe* Sänger! Hast du eine Platte aufgenommen?«

Jim lächelte. »Ja, aber das ist schon ziemlich lange her.«

Lindy stupste ihn spielerisch an. »Na, dann mal los. Sing uns etwas vor!«

»Ich habe meine Gitarre nicht dabei.«

»Ist doch egal. Nun komm schon, *bitte*. Nur ein klitzekleines Lied – für mich. Irgendwas von Johnny Cash. Ich hab doch heute Geburtstag! Dem Geburtstagskind darf man keinen Wunsch abschlagen.« Sie klimperte mit den langen schwarzen Wimpern. »Das wäre gemein.«

Jim rutschte unbehaglich auf seinem Barhocker

hin und her. »Liebend gerne, aber ohne meine Gitarre wird das nichts.«

Lindys Gesicht verfinsterte sich – so leicht akzeptierte sie kein Nein. »Ach, tu mir doch den Gefallen, Süßer.« Sie versuchte, sich aufzurichten, und ihr Ton wurde plötzlich herrisch. »Ich habe dich gebucht. Wenn wir wollen, dass du singst, gehört das zum Programmpaket.« Sie bedachte Jim mit einem strengen Blick, als erwarte sie, dass er auf der Stelle einen Song schmetterte.

Nancy erstarrte und warf Alison einen unsicheren Blick zu, die bestürzt die Augen aufriss. Diese Seite an Lindy – die alkoholbefeuerte Seite – hatte Nancy bislang nicht kennengelernt.

Jim zog bloß die Augenbrauen hoch. »Warum kommst du nicht zu meinem nächsten Gig, Lindy? Dann kannst du mich in Bestform erleben!« Sein Lächeln war so gewinnend, dass sich Lindys Gesichtszüge tatsächlich glätteten.

»Ja ... ja, das ist eine gute Idee«, gab sie sich zufrieden.

»Ich glaube, wir sollten dich jetzt besser nach Hause bringen.« Alison glitt entschlossen von ihrem Barhocker und nahm Lindys Arm, doch die schüttelte die Hand ihrer Freundin ab.

»*Nein!* Es ist noch viel zu früh! Herrgott, ich habe Geburtstag! Ich will die ganze Nacht aufbleiben!« Und damit rutschte Lindy vom Hocker und sackte auf dem Pub-Boden zusammen, wo sie, die nackten Beine angewinkelt, liegen blieb.

Jim half Alison, Lindy ins Auto zu verfrachten. Gemeinsam hatten sie sie überredet, ein Glas Wasser zu trinken. Der Barkeeper hatte ihr einen starken Kaffee gemacht, den sie sofort erbrochen hatte – zum Glück auf der Damentoilette. Sie war kaum noch bei sich.

»Sollten wir sie nicht lieber in die Notaufnahme bringen?«, fragte Alison, nachdem sie Lindy auf dem Beifahrersitz angeschnallt hatten. »Ich hab sie noch nie in diesem Zustand erlebt, nicht mal auf dem College.« Ihr schmales Gesicht war verkniffen vor Sorge.

Nancy sah Jim an in der Hoffnung, er habe vielleicht mehr Erfahrung im Umgang mit derartigen Problemen, aber er zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht, ob das etwas bringt.«

»Soll sie ihren Rausch nicht einfach ausschlafen?«, schlug Nancy vor. Die drei standen neben Alisons blauem Mondeo auf dem leeren, schwach beleuchteten Parkplatz. Die Nacht war beißend kalt im Vergleich mit der überhitzten Luft im Pub. Nancy betrachtete ihre Freundin durchs Fenster. Lindy schlief, den Kopf auf der Brust, die blonden Haare wirr ins Gesicht hängend, die Hände in die Ärmel ihrer Lederjacke gesteckt.

»Was, wenn sie sich im Schlaf übergibt und sich an ihrem Erbrochenen verschluckt?«, gab Alison zu bedenken.

»Das ist ein Argument«, pflichtete Jim ihr bei. »Obwohl – in der Notaufnahme werden sie auch

nichts anderes machen. Vermutlich legen sie sie vier Stunden auf eine Liege und schicken sie anschließend nach Hause.«

»Trotzdem habe ich kein gutes Gefühl, sie allein zu lassen. Ich nehme sie mit zu mir«, beschloss Alison stirnrunzelnd. »Man hört ja die übelsten Geschichten ...«

Nancy fiel ein, dass Lindy sich des Öfteren über ihre Freundin Alison lustig machte, weil diese sich wegen jeder Kleinigkeit Sorgen machte. »Möchtest du, dass ich mitkomme?«, bot sie an und war erleichtert, als Alison verneinend den Kopf schüttelte.

»Danke, das kriege ich schon hin.« Sie seufzte. »Es war ein wunderschöner Abend. Entschuldige, dass Lindy etwas unhöflich war«, fügte sie an Jim gewandt an.

Jim hob abwehrend die Hände. »Sie hat ein bisschen zu viel getrunken, das kann man doch nicht ernst nehmen.«

Nancy und Jim sahen zu, wie Alison einstieg und mit Lindy davonfuhr. Als der Mondeo außer Sichtweite war, bückte sich Jim und hob seinen schwarzen Rucksack auf. »Wie kommst du nach Hause?«, fragte er.

»Ich bin mit dem Auto da. Der da drüben gehört mir.« Nancy deutete auf ihren Golf, der einsam und verlassen am anderen Ende des Parkplatzes stand.

»Kannst du denn noch fahren?«

»Kein Problem. Ich habe nicht viel getrunken.« Sie

schauderte in der kühlen Aprilluft und zog Louises dünne Wildlederjacke enger um sich. Ihre Füße schmerzten höllisch in den spitzen Stiefeln ihrer Tochter. »Kann ich dich irgendwo absetzen?«

Jim zögerte. »Ähm ... nein danke. Ich gehe zu Fuß, die Nachtluft wird mir guttun. Es ist nicht weit.«

Nancy war froh, dass er ihr Angebot ablehnte. Plötzlich war es ihr schrecklich peinlich, dass sie allein mit diesem gutaussehenden Mann in der Dunkelheit stand. Sie wollte etwas Witziges sagen, etwas, das die Verbundenheit stärkte, die sie während des Abends mehrfach verspürt hatte, aber ihr wollte partout nichts einfallen. »Wenn du meinst ...«

Er nickte und setzte seinen Rucksack auf. Keiner von beiden rührte sich von der Stelle.

»Es war schön, dich kennenzulernen«, sagte Nancy schließlich und streckte ihm die Hand entgegen. »Der Abend war ein Riesenspaß.«

Lächelnd nahm er ihre kalte Hand in seine große, warme und drückte sie fest. »Danke. Das Gleiche gilt für dich, Nancy.«

Ihre Blicke begegneten sich, und Nancy hatte plötzlich das seltsame Gefühl, die Welt drehe sich langsamer, als befinde sie sich im Auge eines Sturms. Ein Polizeiwagen raste mit Blaulicht und Sirene die Straße entlang und holte sie mit einem Schlag zurück in die Realität. Sie ließ die Hand sinken.

»Nächsten Samstag trete ich auf – nicht hier, in einem Club in der Nähe des Bahnhofs. Wenn deine

Freundin mich wirklich singen hören möchte ...«
Jim zog eine Karte aus der Tasche und reichte sie ihr.
»Hier steht alles drauf. Wenn sie mich anruft, besorge ich euch Freikarten.«

Nancy nahm die Karte und warf einen Blick darauf, doch ohne ihre Brille konnte sie in der Dunkelheit nichts erkennen. »Danke.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob Countrymusic dein Ding ist.« Er sah sie fragend an, aber sie antwortete nicht. Ihr war kalt, und sie war müde, ausgepowert von dem anstrengenden Abend, überfordert von dem, was die Blicke zwischen ihr und diesem Fremden hier auszudrücken schienen. Momentan wusste sie nicht, was überhaupt ihr Ding war, geschweige denn, was sie von alledem halten sollte. War die Karte für Lindy, oder lud er auch sie zu seinem Gig ein? Sie standen ungewöhnlich dicht zusammen für zwei Menschen, die sich kaum kannten, weshalb Nancy einen Schritt zurück machte, um Distanz zu gewinnen.

»Ich liebe jede Art von Musik«, sagte sie nach einer Weile, erstaunt über die Leidenschaft in ihrer Stimme. Nicht etwa, weil diese Behauptung nicht der Wahrheit entsprach, sondern weil sie das Bedürfnis verspürte, Jim dies mitzuteilen.

Er lächelte. »Ja, ich auch.«

Es entstand eine Pause. »Also dann, mach's gut.«
Sie drehte sich um und ging zu ihrem Wagen.

Als sie eingestiegen war, ließ sie den Motor an und schaltete die Heizung ein, aber sie gab nicht so-

fort Gas, wollte, dass er zuerst den Parkplatz verließ, damit sie nicht an ihm vorbeifahren und womöglich winken musste. Sie wollte ihn heute Nacht nicht noch einmal sehen. Er hatte sie erschöpft.

KAPITEL DREI

Jim platzte fast vor Aufregung, als er den Parkplatz verließ und durch die Stadt streifte. So wie jetzt hatte er sich seit Jahren, vielleicht seit Jahrzehnten nicht mehr gefühlt. Nancy. Er ließ sich ihren Namen auf der Zunge zergehen. Nancy ... *Nancy*. Er hatte es sofort gewusst. Schon als sie heute Abend das Pub betreten hatte – viel zu spät, unsicher, mit einem charmanten, entschuldigenden Lächeln –, hatte er gefühlt, dass sie anders war als die anderen Frauen. Als sich ihre Blicke zum ersten Mal begegnet waren, hatte er tief im Innern einen Stich verspürt.

Während er durch die Straßen schlenderte, sang er leise einen Kris-Kristofferson-Song vor sich hin, einen Song, den er immer schon geliebt hatte, obwohl er von einer Trennung handelte: »For the Good Times«.

So fühlt es sich an, wenn man lebt, dachte er, verlangsamte sein Tempo und schlug den Weg am Meer entlang ein zu seinem kleinen Haus in Kemp-town, einem Stadtteil im Osten von Brighton. Er

genoss den kalten Wind, der ihm um die Nase wehte wie eine Nachricht des Universums, dass sein Leben kurz vor einem Umbruch stand. Er hatte keine Lust, schon nach Hause zu gehen, denn vielleicht war Chrissie noch wach. *Wird Nancy nächsten Samstag kommen? Hab ich mich klar genug ausgedrückt, dass die Einladung nicht allein für ihre Freundin gilt, sondern eigentlich für Nancy gedacht ist?* Er verfluchte sich insgeheim dafür, dass er nicht offensiver gewesen war. Doch andererseits hatte er sie gerade erst kennengelernt – und er wollte sie auf keinen Fall verschrecken. Sie kam ihm ziemlich zurückhaltend vor, ganz anders als ihre Freundin, das »Geburtskind«.

Hätte ich Nancy direkt eingeladen, hätte sie die Beine in die Hand genommen, dachte er, hob die Stimme und sang aus voller Kehle in die dunkle Nacht hinein. Das Lied war so traurig, dass es ihm fast das Herz abschnürte.

Plötzlich änderte er seine Meinung. *Nein, ich hab's vermasselt. Sie wird die Karte ihrer Freundin geben, und ich sehe sie nie wieder. Ich kenne ja nicht mal ihren Nachnamen, habe keine Ahnung, wo sie wohnt, und ich kann kaum Lindy anrufen und sie danach fragen.*

Entmutigt zog er eine Schachtel Camel Blue aus der Innentasche seiner Lederjacke. Er wollte das Rauchen aufgeben, weshalb er sich einredete, es wäre am einfachsten, zunächst die leichte Variante zu probieren. Schützend schloss er die Hand um die Zigarettenspitze, klickte sein Feuerzeug an und zog den

Rauch tief in die Lunge, um seine Nerven zu beruhigen.

Zu Hause angekommen stellte er fest, dass Chrissie noch wach war. Zumindest halb. Sie lag dösend auf dem Sofa in der Wohnküche im Souterrain, zugedeckt mit einer alten Wolledecke. Die bunt gemusterten Quadrate waren eigentlich für die Flüchtlinge in Darfur oder im Irak bestimmt gewesen, doch dann hatte Chrissie sich nicht von dem selbstgestrickten Stück trennen können. Sie hob den Kopf, als sie ihn eintreten hörte, und blinzelte verschlafen.

»Wie ist es gelaufen?«, fragte sie, richtete sich auf, streckte träge die Arme über den Kopf und gähnte. Chrissie hatte etwas Katzenartiges, dachte er. Sie war hübsch mit ihren grünen Augen in dem schmalen, sommersprossigen Gesicht und den Haaren, deren Farbe Jim stets an Orangenmarmelade erinnerte und die noch immer nicht verblasst war, obwohl Chrissie vor ein paar Jahren die fünfzig überschritten hatte. Der kurze Schnitt stand ihr und brachte ihre geschwungenen Lippen und das kleine Grübchen in ihrem Kinn gut zur Geltung.

»Ganz okay.«

Chrissie runzelte die Stirn. »Das ist alles? Bloß ›ganz okay‹?«

»Ich dachte, du wärest längst ins Bett gegangen«, gab Jim anstelle einer Antwort zurück, auf der untersten Treppenstufe verharrend, als wolle er die Küche lieber nicht betreten.

»Das hatte ich vor, aber irgendein betrunkenener

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Hilary Boyd

Das Lavendelhaus

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 608 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-48639-7

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2017

Eigentlich ist Nancy recht zufrieden: In ihrem Häuschen im südenglischen Sussex fühlt sie sich wohl, und sie muss nur durch den Garten gehen, um bei ihrer Tochter und ihren heißgeliebten Enkelinnen zu sein. Ihren Exmann – und Männer im Allgemeinen – hat sie abgeschrieben. Bis sie eines Abends Jim begegnet, der als Musiker durch die Pubs tingelt. Im Grunde ist Jim überhaupt nicht Nancys Typ. Trotzdem fühlt sie sich zu ihm hingezogen, und auch Jim scheint Gefühle für Nancy zu hegen. Als Jim unverhofft ein Haus in der Provence erbt, muss Nancy sich entscheiden. Ist sie bereit, sich kopfüber in ein neues Leben zu stürzen?



[Der Titel im Katalog](#)